Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Die Tochter des Philosophen
Autor: Wiget, Sophie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-576186

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Tochter des Philosophen.

Roman von **Sophie Wiget**, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Verwendung eines englischen Stoffes.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Es ist eine Reise, die endlos scheint, diese Reise durch das algerische Gebirge nach Biskra. Cyrus Vanrenen hat dabei reichlich Zeit, über das Falliment der Nationalbank und dessen Folgen nachzudenken. Und mehr als einmal, wenn er der Verschleppungen und Unterbrechungen nach echt orientalischer Art müde ist, sagt er sich mit einem Seufzer, daß er diesen Weg für keine andere als für Psyche Dumaresq unter die Füße genommen hätte.

Wir sind in den Tagen, wo die Linie erst bis Konstantine geht. Cyrus und Corona langen hier nachts elf Uhr an, müde von einer Fahrt in schmutzigem, staubigem, langsam schleichendem Bahnwagen. Sie haben keine Zeit, die wunderbare Stadt zu beschauen, die wie eine Raubritterburg sich an die einsamen Felsenzacken schmiegt, noch einen Blick auf den Fluß zu werfen, der tausend Fuß tiefer in seiner Schlucht schäumt. Denn die Post nach Biskra verläßt Konstantine um fünf Uhr morgens, und nach der kurzen Nachtruhe fahren sie in feuchtkalter, grauer Morgendämmerung schon über die altertümliche Teufelsbrücke der Wüste zu, wie Cyrus ihr Reiseziel nennt.

Es sind ihre ersten Erfahrungen von Wüstenreisen, und sie gefallen ihnen nicht.

Während vier Tagen geht es langsam vorwärts, über Berge und Sandsteppen, immer aufwärts und abwärts, der Oase von Biskra zu. Der Weg zur großen Sahara hinan ist wirklich wild, durch staubiges Kalkgebirge führend. Wenig Bäume oder Blumen schmücken ihn, und die wenigen sind saftlos und verstaubt, als ob sie dazu geschaffen seien, mit der staubigen Oede eine Einheit zu bilden. Zum Mittagessen halten sie vor einem unfreundlichen Gasthaus bei zwei trostlos aussehenden Salzseen. Und dann geht's wieder in das staubige, wackelnde Vehikel, aufwärtsstrebend, Batna zu.

Sie sind jetzt im Herzen Afrikas. Schwarze Araberzelte liegen an den Hügeln hingestreut, Karawanen mit Kamelen ziehen langsamen, müden Schritts an ihnen vorüber, seewärts. Spät am Abend erreichen sie Batna, und früh morgens wird die Reise fortgesetzt. Die Gegend wird immer öder und Coronas Herz schwerer. Am dritten Tag breitet sich schon die ganze Trostlosigkeit der Wüste um sie aus. Sie sinken ein im Sand, und tief unten in den Felsenspalten sehen sie die ausgetrockneten Beete vorhistorischer Flüsse. Die vorüberziehenden Karawanen mehren sich. Schlanke, graue Scheikhs mit weiten weißen Burnussen, malerisch verhüllte Frauen, nackte Kinder ziehen langsam an ihnen vorüber. Zuletzt hört auch noch die Wegspur auf, und das Vehikel scheint allein einem erprobten Instinkt zu folgen, wie es da langsam, aber unaufhörlich davonwackelt. So kommt die vierte Nacht heran, und immer noch breitet sich endlos das Sandmeer um sie her aus. Corona lehnt in die Ecke zurück und schläft ein. Sie weiß nicht wie lang, eine starke Erschütterung des Wagens weckt sie: sie fährt auf und schaut um sich. Welch seltsame Veränderung der Gegend! Sie rasseln über steiniges Pflaster, ringsum sind Lichter, Lärm, menschliche Wohnungen. Ja, endlich sind sie in Biskra! Der Wagen hält vor einem einfachen, aber europäisch aussehenden Hotel. Der Uebergang berührt seltsam. Nach vier Tagen Wüstenreise sich immer noch innerhalb der Zivilisation und am Eingangstor eines Hotels zu finden, ist mehr, als man erwartet.

Auf dem ganzen langen Weg hat bei den beiden der eine Gedanke immer die Oberhand gehabt: „Werden wir wohl Linnell in Biskra finden?" Und nun, müde und staubig, wie sie sind, fragen sie in ihrem gebrochenen Französisch den Wirt schon auf der Schwelle:

„Ist ein Herr Linnell hier im Hause?"

Der Wirt verbeugt sich und lächelt. „Hier durch, meine Herrschaften, wenn ich bitten darf, dieser Weg führt zum Speisesaal. Die Tafel ist vorüber; aber nach der Karte können Sie immer noch speisen. Ein Herr dieses Namens ist gegenwärtig nicht in Biskra. Was wünschen die Herrschaften für ein Nachtessen nach dieser langen Reise?"

Doch Essen und Trinken kümmern Cyrus jetzt wenig. Er winkt den Gesprächigen ungeduldig beiseite.

„Kein Herr dieses Namens hier!" ruft er in größter Enttäuschung. „Vielleicht wohnt er in einem andern Hotel, ich gehe gleich suchen."

„Mein Herr," antwortet der Wirt mit beleidigter Würde, „es gibt kein anderes Hotel in Biskra, zum mindesten kein Haus, in dem Ihr Gentlemanfreund absteigen könnte. Wollen Sie Ihr Zimmer sehen? Es ist spät in der Nacht. Morgen sollen alle möglichen Nachfragen angestellt werden."

Damit müssen sie sich für heute begnügen.

Cyrus schließt kaum ein Auge in dieser Nacht. Soll er am Ende den ganzen Weg umsonst gemacht haben und ohne Gewißheit zu Psyche zurückkehren?!

Gegen Morgen schläft er ein, bis die Wüstensonne groß und heiß in sein Zimmer scheint. Er erhebt sich und schaut durchs Fenster. Die Eigenart der Szenerie fesselt ihn. Er schaut in ein wogendes Meer von Palmen. Tausende der schlanken, graziösen Stämme stehen nebeneinander, ein leichter Wind wiegt sie rhythmisch hin und her.

Cyrus kleidet sich rasch an, leert eine Tasse Kaffee hinunter, findet sich leicht zurecht in der einen langen Straße Biskras und fragt im Amtsgebäude dem englischen Flüchtling nach, der auf dem Heimweg von Chartum hier vorübergekommen sein soll.

Er wird freundlich empfangen, zum Sitzen eingeladen, angehört und lange, lange warten gelassen. Endlich kehrt der Beamte mit folgender Auskunft zurück:

„Ich vernahm soeben, daß am zwanzigsten dieses Monats eine Karawane, die einen Kranken mit sich führte, in Ouargla angekommen sei. Der Name dieses Kranken soll Linn oder Linnell sein. Er liegt jetzt fieberkrank in Ouargla. Die Karawane wird ihn hieherbringen, sobald er transportfähig ist."

„Ouargla," ruft Cyrus, „wo ist das? Kann man dorthin telegraphieren?"

Der Beamte lächelt und sagt:

„Mein Herr, hier endet die Welt. Weiter als Biskra geht die Zivilisation nicht. Ouargla ist nur ein Grenzort, ohne Post und ohne Telegraph."

„Wie haben Sie denn aber diese Nachricht erhalten?" fragt Cyrus verzweifelt.

„Es hat Missionare dort; die nahmen den Kranken in Pflege und sandten uns einen Boten."

„Wie kann ich dorthin gelangen?" Cyrus ist schon entschlossen, die Reise fortzusetzen.

Der Beamte lacht noch breiter.

„Sie können zu Fuß gehen oder auf einem Kamel. Straßen gibt es nicht und Fuhrwerke auch nicht. Ich würde Ihnen empfehlen, Ihren Landsmann hier zu erwarten."

Cyrus grüßt und eilt davon. Sein Ziel ist das Postbureau. Er telegraphiert an Sirena:

„Ein Mann, vermutlich einer der Linnell, liegt schwerkrank in Ouargla. Ich reise ihm nach. Sende dir Bericht, sobald ich etwas weiß."

Drei Stunden später machen die beiden Geschwister ihren ersten Kamelritt und zwar auf dem Wege zwischen Biskra und Ouargla. Es will aber alles gelernt sein; sie werden unsäglich müde unter der brennenden Sonne.

Einige Meilen von Biskra entfernt, kommt Schritt um Schritt, wie bei einem Kranken- oder Leichentransport, eine Karawane auf sie zu.

Cyrus' Herz klopft schneller. „Was sieht man dort? Eine Karawane von Ouargla?"

Der Araber an seiner Seite nickt: „Ja, Herr, eine Karawane von Ouargla."

Es ist etwas eindrucksvoll Feierliches um die absolute Stille einer Wüste. Auch Cyrus, der Geschäftsmann von Cincinnati, empfindet das. Er schweigt und schaut vor sich hin. Die Karawanen nähern sich langsam. Jetzt ist die von Ouargla nah genug, um erkennen zu lassen, daß in der Mittelgruppe eine Bahre, mit Zelttuch überspannt, von vier M'zabiten getragen wird. Cyrus' Herz klopft heftiger. Auf dieser Bahre muß der geheimnisvolle Kranke liegen. Jetzt sind sie nah genug, daß man sie anrufen kann.

„Halt!" ruft Cyrus mit entsprechender Gebärde; die Araber verstehen ihn und gehorchen.

„Spricht einer von euch französisch?" fragt er, so gut er kann, in dieser Sprache.

Der vorderste Araber neigt höflich den Kopf als Antwort. „Herr," sagt er, in der Sprachweise des gebildeten Franzosen, „ich bin Franzose ... Was kann ich für Sie tun?"

„Sie ein Franzose?!" ruft Cyrus, sein arabisches Kleid musternd.

„Ja, Herr. Wir Missionare tragen immer das arabische Kostüm in Afrika; man nennt uns deshalb weiße Brüder. Wir kommen von Ouargla und bringen einen Kranken, einen englischen Flüchtling von Chartum nach Biskra, um ihn in die Pflege eines europäischen Arztes zu geben."

In Eifer und Angst steigt Cyrus von seinem Tier ab.

„Kennen Sie seinen Namen? Ist er krank? Wird er wieder gesund?"

„Herr, wir kennen seinen Namen nicht; er ist viel zu krank, um befragt zu werden. Aber auf einem Papier, das er mit sich führt, steht der Name Linnell."

Cyrus kann kaum genügend an sich halten, um nicht laut aufzuschreien. Aber welcher Linnell, das ist nun die Frage!

„Ich suche ihn; ich bin deshalb von Algier hiehergekommen. Ist er auf der Bahre dort? Darf ich ihn sehen, Herr?"

Der Missionar winkt den M'zabiten. Einer davon hebt mit seiner großen schwarzen Hand das Tuch in die Höhe, das den Kranken deckt. Da liegt auf einer schmalen Matratze ausgestreckt, halbtot, mit geschlossenen Augen und blutleeren Wangen ein Mann mit langem schwarzem Bart, wie er wächst während eines längern Aufenthalts im Innern Afrikas. Der Kranke hat den Typus des englischen Aristokraten. Er öffnet weder die Augen, noch gibt er sonst ein Lebenszeichen. Es ist ganz ausgeschlossen, Fragen an ihn zu stellen. Die Lage ist schrecklich für Cyrus; so nah an der Lösung des Rätsels, muß er sich doch noch gedulden: er weiß nicht, ist es der Künstler oder ist es der Offizier.

„Wie kam er nach Ouargla?" fragt er den Missionar.

Corona lehnt sich indessen angstvoll forschend über den kranken Mann. Der Missionar läßt das Tuch fallen und wendet sich an Cyrus, um seine Frage zu beantworten.

„Es ist ein Geheimnis dabei, und da er nichts sagen kann, sind wir nur aufs Erraten angewiesen. Es waren zuerst ihrer zwei, und einer davon wurde gemordet. Sie müssen sich mit ihrer Karawane entzweit haben; es gab eine Flucht, einen Kampf und eine Verfolgung. Mit Sicherheit wissen wir nur, daß dieser arme Mensch krank, mit frischen Wunden und mit blutbespritztem Burnus zu einer andern Karawane stieß und von dieser bei uns gelassen wurde, da er zu schwach war für die Reise."

„Corona," ruft Cyrus, „es ist der, den wir suchen! Wir müssen zurück und Fräulein Dumaresq telegraphieren. Wird er wieder gesund werden? Wenn immer möglich, sollte ich, ehe er stirbt, ein paar Worte mit ihm reden."

Der Missionar wiegt leise den Kopf.

„Vielleicht — vielleicht nicht — Menschen können es nicht wissen. Es ist in Gottes Hand. Momentan halte ich es jedenfalls für gefährlich, ihn mit Fragen zu beunruhigen."

Cyrus besteigt schweigsam sein Kamel. Es ist schwer, die Ungewißheit noch länger zu ertragen; aber es läßt sich nicht ändern. In feierlicher Stille reiten sie mit der Karawane nach Biskra zurück. Hier wird der Kranke mit Sorgfalt von der Bahre genommen und in ein europäisches Bett gelegt, das erste Bett, seit er vor zwölf Monaten mit Furcht und Zittern Chartum verlassen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

In Algier geht es inzwischen immer schlimmer mit Psyche. Sie wird von Tag zu Tag schwächer; die Ungewißheit zehrt sie auf. Dem Schlag, wenn er jetzt dann fällt, ist sie nicht mehr gewachsen, denkt Sirena.

Und doch hat sie ab und zu Momente, wo sie wie durch Magie das Augenlicht wieder zurückerhält. Plötzlich, ob sie steht oder geht, weicht der dunkle Nebel, der sie am Sehen hindert, und sie erkennt alles um sich her, wie durch einen elektrischen Lichtschein beleuchtet. Die Gegenstände sind dann ungewöhnlich klar und in leuchtenden Konturen; auch die Farben wirken viel tiefer. Gerade als ob die ruhenden Nerven, zu kurzen Augenblicken der Tätigkeit erweckt, ihre Kräfte für diese Augenblicke in höchster Konzentration betätigten.

Es ist am Tage von der Geschwister Ankunft in Biskra. Psyche sitzt im kleinen Salon; Sirena ist ihr zur Seite, und Psyche hält zärtlich ihre Hand fest. Dumaresq sitzt auf der Ottomane inmitten des Zimmers und teilt seine Aufmerksamkeit zwischen sein blindes Kind und ein Buch, das er in der Hand hält.

„Noch immer kein Telegramm von deinem Bruder, Sirena?" seufzt Psyche. „Wie langsam die Tage gehen! Am Samstag ist es schon eine Woche, seit sie fort sind."

„Das Telegramm wird bald kommen, Liebling," tröstet Sirena mit einem leisen Händedruck. „Soll ich dir etwas vorlesen? Das Ende vielleicht von jener Geschichte?"

„Welcher Geschichte, Sirena? — Ach ja, ich erinnere mich; du lasest mir davon heute morgen. Nein, Liebste, ich weiß nicht einmal mehr, wovon sie handelt. Ich glaube, ich bin dem Sinn der Worte gar nicht gefolgt. Aber ich höre deine Stimme so gern, sie tut mir so wohl. Du kannst dir gar nicht vorstellen, was für ein trauliches Gefühl es einem Blinden gibt, wenn er das Gesumme von lieben Stimmen um sich hört. Und die deine ist mir wie die Stimme einer Schwester. Aber heute nachmittag mag ich nicht einmal lesen hören. — Wo ist Papa? Ich glaubte ihn eben noch hier." Und sie wendet aus alter Gewohnheit den Kopf nach ihm um.

„Hier bin ich, mein Kind," antwortet Dumaresq leise. „Fühlst du mich nicht ganz dicht bei dir? Ich gehe nicht von dir weg, Liebling."

„Nein, geh nicht, Vater!" sagt Psyche einfach. „Ich möchte euch alle um mich haben — so lange es noch dauert — alle, die ich lieb habe. Ich hörte dich nicht, Papa. Ich denke, ich werde es mit der Zeit lernen — wenn ich lebe — nach dir zu lauschen und dich zu hören. Man gewöhnt sich nicht so schnell daran, blind zu sein. Ich wende immer noch meinen Kopf und versuche zu sehen, anstatt zu lauschen, wenn ich jemand suche."

In diesem Augenblick klopft es an die Tür, und ein kleiner Kellner tritt mit einem Bündel Briefe ein.

„Die Post," sagt er. „Herr Vanrenen ... Nehmen Sie den Brief für den Herrn, Fräulein? Und hier einer für Fräulein Dumaresq —"

Der Vater erhebt sich und versucht den Brief schnell zu fassen; doch Psyche kommt ihm zuvor, sie erhebt sich, tritt sichern Schritts an des Boten Seite und greift ohne Tasten nach dem Brief. Die beiden andern erkennen daran sofort, daß sie wieder einen ihrer hellen Momente hat. „Ich will ihn selbst lesen," sagt sie fest, „ich sehe in diesem Augenblick ganz gut."

Der Vater legt bittend die Hand auf ihren Arm. „Mute deinen Augen das jetzt nicht zu, Kind! Laß mich den Brief für

dich lesen oder gib ihn Sirena! Ich fürchte auch den Inhalt für dich. Sei gut, Kind, gib uns den Brief!"

Aber Psyche hält fest, und ebenso entschieden ist ihr Nein. „Ich kann ja jetzt lesen, warum sollte ich also nicht? Ueberdies ist nichts Wichtiges darin; er ist nicht von Biskra. Er ist nur von London, er hat eine englische Marke."

Sirena wirft einen forschenden Blick auf den Umschlag und liest die Firma des Absenders: „Burchell & Dobbs, Rechtsanwälte, Chancery Lane, London."

Psyche erbricht das Siegel, und ihre Finger beben doch. Sie entfaltet ein Aktenstück, und schon die ersten Worte, die sie liest, machen sie fast blind vor Entsetzen und Staunen. Was hat das zu bedeuten? Der Brief ist in juristischer Form gehalten und überschrieben:

„In Sachen des verstorbenen C. A. Linnell, Esq."

„Verstorben — verstorben —" Das Wort ist wie in Feuer gebrannt. Psyche hält das Papier krampfhaft in ihren durchsichtigen Fingern, sinkt auf einen Stuhl und starrt wieder stumm auf dieses eine Wort: „Verstorben .." Es tanzt vor ihren Augen, es tönt in ihren Ohren, es gräbt sich in ihre Seele ein: Verstorben! Ihre Augen schmerzen, sie wendet sie ab vom Papier auf den Boden; da auf dem gelblichen Perserteppich steht das Wort auch, purpurrot. Sie wird es immer sehen, es wird ihr ins Grab folgen, es ist eingebrannt in ihren Augen: Linnell gestorben!

Sie hebt das Dokument noch einmal in die Höhe; doch schon steigt ein Nebel zwischen ihrem Gesicht und dem Papier auf; sie kann nichts mehr entziffern. Sie schließt die Augen, da steht das eine Wort, leuchtend rot: Gestorben!

„Sirena, bitte, lies!" sagt sie mit erstickter Stimme, und Sirena liest. Es ist eine lange und formale Darstellung von Linnells Anwalt, seine letztwilligen Verfügungen betreffend. Sirena zögert, ob sie diese nackten kalten Geschäftsworte alle lesen soll; doch Psyche drängt, sie legt ihre kalte Hand auf die der Freundin und sagt:

„Lies nur weiter; es ist besser, ich wisse alles!" Und Sirena liest alles:

„Unser früherer Klient, Herr Charles Austen Linnell, machte vor seiner Abreise von London ein Testament (dessen Abschrift hier beiliegt), durch das er sein ganzes Besitztum Fräulein Psyche Dumaresq, Tochter von Haviland Dumaresq, Esq., wohnhaft in Roserton, als Zeichen tiefsten Respekts für ihres Vaters literarische und philosophische Fähigkeiten zuweist. Dieser besagte Klient ist dem Anschein nach nach Chartum gegangen und dort umgekommen. Absolut gesetzgültiger Todesnachweis ist in solchen Fällen fast nicht zu erbringen. Der verstorbene Herr C. A. Linnell war bei Abfassung des Testaments auf diesen Umstand aufmerksam gemacht worden und hatte infolgedessen bestimmt, daß ein Jahr verfließen sollte, ehe man der Erbin Mitteilung mache. Dieses Jahr ist nun abgelaufen, und die beauftragten Testamentsvollstrecker teilen dies Fräulein Psyche Dumaresq hiemit in aller Form mit —"

Bis hieher hat Psyche sich tapfer gehalten. Jetzt schlägt sie ihre Hände zusammen und schluchzt. Nie — niemals kann sie das Vermögen des toten Geliebten annehmen! Sie hat ihn ja gemordet! Sie hat ihn in den Tod getrieben! Und jetzt weiß sie, wie er sie geliebt hat. In jenen Stunden, wo sie ihm den größten Schmerz zufügte, hat er voll Liebe an sie gedacht.

Haviland Dumaresq, gebeugt von Sorge, wie er ist, sitzt still dabei und staunt. „Gebt mir das Dokument!" sagt er endlich mit bebender Stimme.

Er liest es durch, während Sirena die schluchzende Psyche schwesterlich in den Arm nimmt. Plötzlich ruft er:

„Also Linnell hatte ein Einkommen von ungefähr siebentausend Pfund jährlich, Psyche!"

Psyche löst sich aus Sirenas Armen und steht bleich und hoch vor ihrem Vater.

„Vater! Wenn du noch ein solches Wort aussprichst, tötest du mich!"

Er bedeckt sein Gesicht mit den Händen und wendet sich ab. Psyche setzt sich nieder und legt den Kopf auf den Arm.

„Ich weiß, wann er gestorben ist," murmelt sie; „ich fühlte es. Es war an jenem Tag, wo ich ihn tot im Sand liegen sah —"

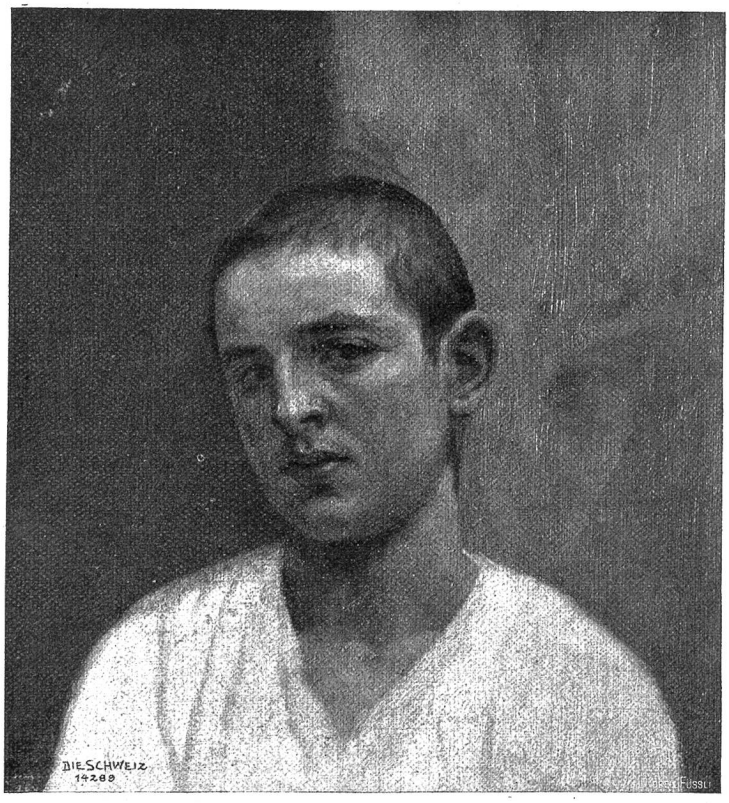
Sirena lehnt sich angstvoll über sie.

„Weine, Liebling, weine! Würge den Schmerz nicht so in dich hinein! Sieh, wir haben dich ja so lieb, wir weinen mit dir!"

„Ich kann nicht," sagt Psyche tonlos und hebt ein leichenblasses Angesicht zu ihr auf. „Ich habe so viel geweint in Roserton — nachts, wenn mich niemand hörte, daß ich keine Tränen mehr habe. Meine Augen sind trocken und brennend wie heißes Eisen."

Der Vater setzt sich neben sie und nimmt ihre Hand in die seine. So sitzen sie lange. Es ist, als ob das Leben aus Psyche gewichen wäre. Sie fühlt nicht einmal Schmerz; in ihrem ganzen Körper ist nur ein dumpfes Gefühl, fast als ob sie eine Leiche wäre und sich auf irgend eine unklare Art noch ihres schwerfälligen, seelenlosen Zustandes bewußt werde.

Sie ist daran, in äußerste Lethargie zu versinken.



Oelstudie von August Weckesser (1821—1899).

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Drüben im heißen Afrika sitzt der Sklave seiner Pflicht, Cyrus Vanrenen, im besten Schlafzimmer des kleinen Hotels in Biskra, an der Bettseite des fremden kranken Mannes aus Chartum, der einmal in Fieberphantasien und dann wieder in an den Tod grenzender Ermattung liegt. Ab und zu flackert die Helle des Bewußtseins auf; aber sie versinkt jedesmal so rasch, daß der Kranke das, was ihm so sehr am Herzen zu liegen scheint, nicht mitzuteilen vermag. Ein toter, unbegrabener Körper quält ihn in seinem Delirium.

„Deckt ihn zu! Begrabt ihn!" ruft er manchmal plötzlich mit angstvoller, schmerzlicher Gebärde. „Sie kommen von hinten heran! Sie werden ihn sehen! Häuft Sand darauf mit den Händen ... So, so! Wie heiß der Sand ist! O Gott, wie heiß! Meine Hände verbrennen fast!"

Cyrus legt ihm sanft die Hand auf die heiße Stirn. „Corona, gieß Eau de Cologne auf ein Tuch, wenn du welches hast, und gib es mir, das wird ihm wohltun. Wie er fiebert! So — ja, siehst du, es beruhigt ihn."

Plötzlich fährt der Kranke wieder auf.

„Das Blut!" ruft er entsetzt und schaut auf seine Hände. „Wie blaß er ist — wie weiß! Und wie er blutet! Ich höre sie herankommen, die Feinde . . . O Gott, sie werden den Leichnam verstümmeln!"

„Wie er aussieht," flüstert Corona ihrem Bruder zu, „selbst wie ein Leichnam —"

Der Kranke erfaßt das letzte Wort und schreit grauenerregend: „Der Leichnam! Der Leichnam! Begrabt ihn! Begrabt ihn!"

Der Missionar ist leise ans Bett getreten.

„Er ist doch kräftiger geworden, das Chinin hat ihm gut getan. In Ouargla hätte er nicht die Kraft für diese Aufregungen gehabt."

Der Patient trägt ein Nachthemd, das Corona in der Stadt gekauft hat. Seine arabischen Kleider hängen an einem Haken der Schlafzimmertür. Ein Gedanke durchzuckt Corona. „Vielleicht sind seine Unterkleider gezeichnet! Cyrus, wenn das so wäre, so fänden wir heraus, welcher von den Linnell es ist —"

Cyrus erhebt sich und untersucht die Kleider genau. Aber nicht das kleinste Zeichen findet sich, und er schüttelt enttäuscht den Kopf.

„Es nützt nichts! Er wird sterben, ohne daß es uns nur gelungen ist, seine Identität festzustellen."

Der Missionar hat, wenn auch nicht alle Worte, so doch die Handlung verstanden. Er sagt mit Bestimmtheit:

„Es ist nutzlos, Herr. Wir durchsuchten schon alles. Nicht ein Zeichen oder eine geschriebene Zeile findet sich auf ihm. Das ist übrigens ganz begreiflich; er mußte alle Kennzeichen eines Christen zerstören, sonst wäre er nicht lebend hiehergelangt. Europäische Buchstaben an einem Kleidungsstück hätten genügt, ihn bei der fanatischen Bevölkerung dem sofortigen Tod auszuliefern."

„So müssen wir es denn für jetzt aufgeben, Corona," sagt Cyrus mit einem Seufzer großer Enttäuschung. „Wir können Fräulein Dumaresq nur sein Aeußeres beschreiben, und das sieht gegenwärtig am meisten einem Skelett ähnlich. Wenn er stirbt, lassen wir den Leichnam hier im Hotel photographieren."

Und Cyrus geht hin und telegraphiert an Sirena: „Lage noch ganz unaufgeklärt; um nicht falsche Hoffnungen oder unnötigen Kummer zu verursachen, teile dies Fräulein Dumaresq nur mit, wenn ihr Gesundheitszustand es erlaubt!"

Und für die nächsten Tage erlaubt dieser es wirklich nicht. Sirena und Geraldine sind beständig bei Psyche; ihre seltsame, steinerne Ruhe hat etwas Erschreckendes. Aber Haviland Dumaresq, verwandten Blutes, wie er ist mit ihr, versteht sie dennoch. Wenn eine Seele gestorben ist, so klagt sie nicht mehr, grämt sich nicht mehr, verzweifelt nicht einmal mehr. Ihre Existenz ist nur eine Art Vegetieren. Und so ist es jetzt Psyches Existenz. So vergehen die Tage. Dann kommt wieder ein Telegramm an Sirena:

„Patient Krisis überstanden. Schläft unausgesetzt. Identität noch nicht festgestellt. Unsere Rückkehr bald möglich."

Auch dieses Telegramm wagt Sirena nicht zu zeigen. Sie fürchtet nichts so sehr für Psyche wie neue quälende Unsicherheit.

Noch ein paar Tage verstreichen, dann kommt die letzte Nachricht:

„Patient transportfähig. Nennt sich Sir Austen. Wir kommen alle drei heute mit dem Nachtzug in Algier an. Erwarten Wagen an der Bahn."

Sirena zeigt das Telegramm mit banger Frage Dumaresq. Was sollen sie jetzt tun?

„Sollen wir ihr sagen, daß sie kommen, oder sollen wir nichts sagen, Sirena?" fragt der alte Mann. „Beides kann schlimme Folgen haben."

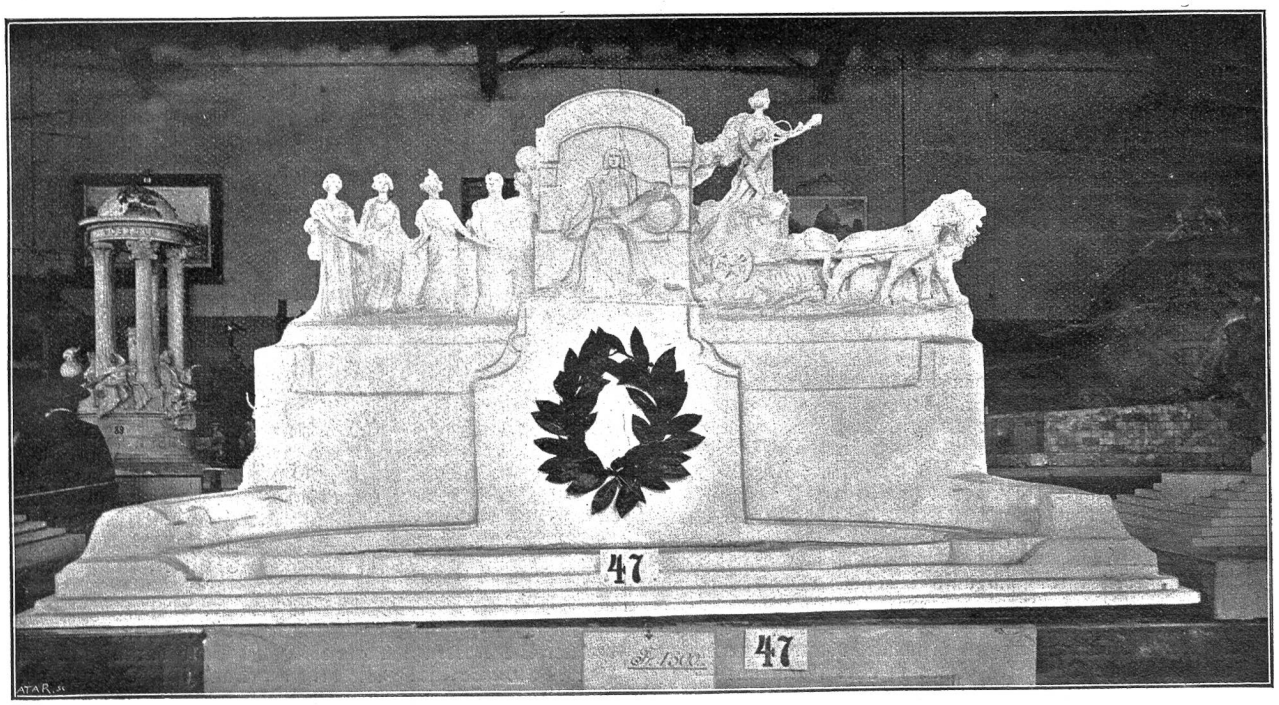
„Wir wollen es ihr sagen," entscheidet Sirena mit amerikanischer Geradheit und weiblichem Instinkt. „Sagen Sie ihr, daß Corona und Cyrus kommen; es wird ihr daran liegen, die mündlichen Nachrichten zu vernehmen. Daß Sir Austen dabei ist, braucht man ja gar nicht zu erwähnen."

„Aber angenommen, daß sie mit an die Bahn gehen will?" sagt Dumaresq zaudernd. Die Ereignisse der letzten zwölf Monate haben ihm alle Sicherheit des Entschlusses genommen. Zum ersten Mal fast in seinem Leben stützt sich dieser stolze Geist auf den Rat eines andern.

„Dann mag sie mitkommen," entscheidet Sirena nach kurzem Besinnen. „Die Abwechslung wird ihr gut tun. Es muß sie interessieren, was Sir Austen zu sagen hat; er war doch in Chartum mit ihm zusammen und vielleicht auch noch auf der Flucht bis zu seinem Ende."

„Ich kann es ihr nicht sagen, Sirena . . . Wollen Sie es tun?"

Sirena nickt und geht nach Psyches Zimmer. Sie teilt



Weltpostvereinsdenkmal: Entwurf von Giuseppe Chiattone, Lugano (Preis Fr. 1500). — Phot. Dubied, Bern.

Weltpostvereinsdenkmal: Entwurf von E. Hundrieser, Charlottenburg (Preis Fr. 3000). — Phot. Tubied, Bern.

ihr die Nachricht recht vorsichtig mit. Psyche sitzt am offenen Fenster an der Sonne. Insekten summen um sie her; der Duft der großen weißen japanischen Lilien flutet herein, und Psyche sitzt still da in diesem großen, sonndurchleuchteten Schweigen.

„Wir wollen ihnen entgegengehen," sagt sie unbewegt; „ich kann jetzt alles ertragen. Weißt du, Sirena, es sitzt sich so schön hier an der Sonne, so still und weltabgeschieden, und auch in mir ist alles still, weltabgeschieden."

„Kind, du solltest nicht so dahinträumen, du solltest dich zusammenraffen und dich wieder für etwas zu interessieren suchen —"

„Ich kann nicht," antwortet Psyche leise, „ich habe das Gefühl, als ob jener Schmerz dann wieder in mich zurückkehre, wenn ich mich zum Leben wecken lasse."

„Aber du kommst heute abend mit uns an die Bahn?" fragt Sirena mit verzweifeltem Blick.

„O ja, gewiß. Ich will Corona und deinem Bruder entgegengehen; ich habe ihnen ja soviel zu danken für die Mühe, die sie um meinetwillen gehabt haben!" Und zart und innig küßt sie Sirenas Hand.

Um sechs Uhr an diesem Abend sind sie an der Bahnstation in Algier. Haviland Dumaresq und Sirena leiten die Schritte der Blinden. Psyche ist still gefaßt. Sie ist eben doch Haviland Dumaresqs Tochter, und der zähe Wille antwortet, wenn sie ihn anruft.

Zehn Minuten nach sechs Uhr dampft der Zug in die kahle Station. Psyches Herz steht fast still. Sie weiß nicht, weshalb eine seltsam erwartungsvolle Stimmung sie erfaßt, jenes süße Beben der Seele, das ihr, ach, seit jenen schönen Tagen in Roserton so fremd geworden!

Der Zug hält, und Dumaresq, innerlich so sehr erregt, daß er kaum weiß, was er tut, läßt Psyche bei Sirena und eilt dem Zug entlang, Corona und Cyrus zu suchen. Sirena zieht Psyche sanft mit sich fort und hält schließlich vor einem gefüllten Wagen still, dem die Leute mit afrikanischer Trägheit langsam entsteigen. Coronas Gesicht erscheint grüßend am Fenster, sie wendet sich aber sogleich zurück, und man hört sagen: „Geben Sie acht, Sir Austen! Es ist vielleicht besser, wenn Sie nicht sofort aussteigen. Meine Schwester ist da, und ich — ich glaube, sie — sie hat noch eine Freundin bei sich. Diese ist sehr erregbar; ich fürchte, Sie werden sie erschrecken."

„Erschrecken?" fragt Sir Austen mit unverhohlenem Staunen. „Wie? Was meinen Sie damit, Fräulein Vanrenen? Ich sehe noch schlecht aus, ich weiß es; doch glaubte ich nicht, daß —"

Cyrus winkt ihm Schweigen zu. „Nicht jetzt: wir erklären es Ihnen nachher. Geh du voran, Corona, ich folge dir, und dann Sir Austen! Guten Abend, Sirena! — Guten Abend, Fräulein Dumaresq!"

Bei diesem Wort zuckt Sir Austen zusammen. „Fräulein Dumaresq," sagt er ganz ungläubig, „doch nicht — nicht die Tochter des Philosophen?"

Man hört seine Frage draußen. Sirena schaut auf Psyche, die totenblaß war und jetzt bis an die Stirn errötet, während ihr ganzer Körper erbebt. Corona hält den Schritt an, und Cyrus versucht, mit der Hand nach rückwärts zu winken, um Sir Austen am Aussteigen zu verhindern. Aber Sir Austen sieht nichts davon. Er schaut über Cyrus Kopf hinweg hinüber zu den zwei Mädchen und ruft: „Es ist sie! Es ist Psyche!"

Im nächsten Moment eilt Psyche zu Coronas und Sirenas sprachlosem Staunen vorwärts und wirft weinend und schluchzend, in höchster Erregung, Sir Austen beide Arme um den Hals.

Während einer vollen Minute liegt sie so, nach Atem ringend, in den Armen des fremden Mannes. Die zwei Schwestern, die nun den Sinn dieser Szene erfassen, stehen in fast feierlichem Schweigen dabei und machen nur den Versuch, das Paar vor den neugierigen Augen der Reisenden zu decken. Sie sind selbst zu bewegt, um ein beruhigendes Wort an die zwei Liebenden zu richten.

Schließlich kommt Haviland Dumaresq, der in seinem Eifer umsonst bis ans Ende des Zuges gegangen ist, zurück und steht dem Paar gegenüber. Und Corona bemerkt, trotz ihrer Erregung und Ueberraschung, wie in Dumaresqs Augen sich die Freude entzündet, sobald er Sir Austen erblickt. Selbst

am ganzen Körper zitternd, streckt er ihm die Hand entgegen. Seine Stimme ist halb erstickt vor Freude, als er ruft:

„Was? Linnell — Sie! Sie zurück! Sie lebend! Das ist wunderbar! Wunderbar!"

„Was," ruft Cyrus jetzt, der sich nicht mehr halten kann, „ist es nun doch nicht Sir Austen?!" Der Gedanke pikiert ihn fast, daß es nicht ein englischer Baron war, mit dem er in den letzten Tagen auf so vertrautem Fuß gestanden hat.

„Nein, nein," sagt Dumaresq, Linnells Hand immer noch zitternd festhaltend, „es ist nicht Sir Austen, sondern unser Linnell!"

Linnell lächelt wehmütig. „Euer Linnell, und doch Sir Austen; denn mein Vetter liegt tot in der Wüste."

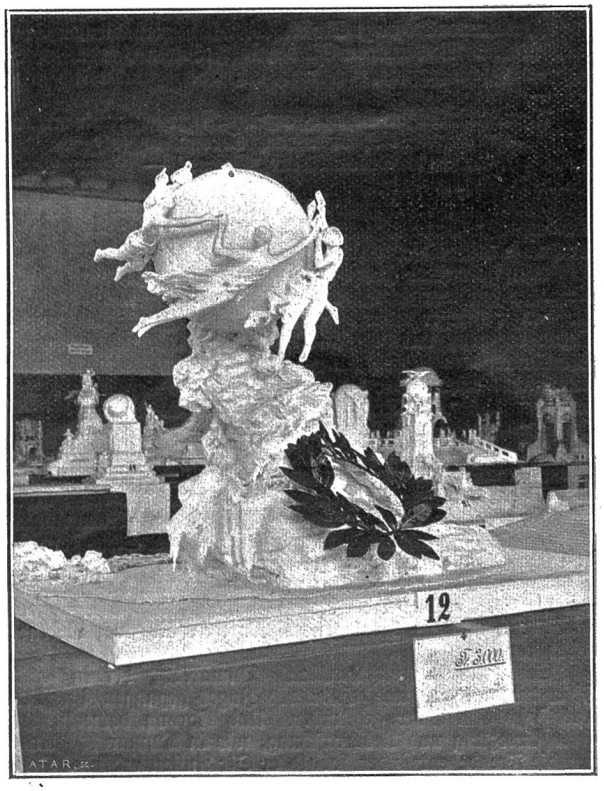
Aber Psyche weiß nur eines, daß er es ist, er, den sie liebt. (Schluß folgt).

Ein Denkmal zur Erinnerung an die Gründung des Weltpostvereins.

Mit sechs Abbildungen.

Am 15. September 1874 hat in Bern auf den Vorschlag Deutschlands ein internationaler Postkongreß stattgefunden, der zur Gründung des Weltpostvereins führte. Zur Erinnerung an dieses bedeutungsvolle Ereignis, bei dem sich zum ersten Mal alle Staaten der Welt geeinigt haben, um gemeinsam ein Werk des Fortschritts zu fördern, soll in Bern ein Denkmal errichtet werden. Dafür war vom Weltpostverein auf den 15. September dieses Jahres ein Wettbewerb ausgeschrieben, zu dem die Künstler der ganzen Welt eingeladen waren. Zur Beurteilung der Entwürfe war ein internationales Preisgericht bestellt. Diesem gehörten an: Geheimer Oberpostrat Hake, Referent für Bausachen im kaiserl. deutschen Reichspostamt in Berlin; Professor Edmund Hellmer, Bildhauer, Rektor der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien; Graf de Lalaing, Kunstmaler und Bildhauer in Brüssel; Professor F. Meldahl, Vizedirektor der kgl. Akademie der bildenden Künste in Kopenhagen; Urioste Velada, Mitglied der Akademie der bildenden Künste und Doyen der Architekten der Stadt Madrid; A. Bartholomé, Bildhauer in Budapest; H. H. Armstead, R. A., Mitglied der kgl. Akademie der bildenden Künste in London; Alois Strobl, Bildhauer in Budapest; Professor Ettore Ximenes, Bildhauer in Rom; Professor F. Bluntschli, früherer Präsident der eidg. Kommission der bildenden Künste in Zürich; Eugen Ruffy, Direktor des Internationalen Bureaus des Weltpostvereins in Bern.

Weltpostvereinsdenkmal:
Entwurf von Ernest Dubois u. René Patouillard, Paris (Preis Fr. 3000). — Phot. Dubied, Bern.



Weltpostvereinsdenkmal:
Entwurf von René de St. Marceaux, Paris (Preis Fr. 3000). Phot. Dubied, Bern.

Es gingen über hundert Entwürfe ein, die im Lauf des vergangenen Monats in der Reitschule in Bern ausgestellt waren. Sie boten in ihrer Gesamtheit ein fast vollständiges Bild der Entwicklung der Denkmalskunst von den ältesten bis zu den neuesten Auffassungen. Die vom Preisgericht prämierten Entwürfe, welche die Abbildungen wiedergeben, stellen Beispiele dieser verschiedensten Richtungen dar.

Wie vielen Bildhauern ist die Aufgabe eines Denkmals immer noch bloß willkommener Anlaß, ihr Talent in figürlicher Darstellung zur Geltung zu bringen, zur Schaustellung von Hergängen und Empfindungen, die nach ihrer Meinung die Idee des Denkmals erläutert! Aber so viel alle diese Personifikationen erzählen möchten, so stellen sie doch mehr leblose lebende Bilder, die auf die Dauer unerträglich wirken. In dieser Weise kam in vielen Entwürfen vor allem das Aeußerliche des Verkehrswesens oder des Vereinigungsaktes zur Darstellung, Briefkasten und Telegraphenstange, Dampf und Elektrizität personifiziert, manchmal mit sehr viel Talent in der Durchbildung der einzelnen Figuren. Aber solche genrehafte Detaillierung vermag keinen großen Eindruck hervorzurufen. Andere Bestrebungen legen den Hauptwert auf eine schöne, ruhige Gesamterscheinung des Denkmals, damit es auch von weitem ein klares Denkzeichen sei, und beschränken sich darauf, das Wesentlichste zu sagen. Sie erreichen dies oft durch eine innere Verschmelzung von Architektur und Plastik zu einem bedeutendern, wirkungsvollern Aufbau. Beispiele dieser Richtung sind die abgebildeten Entwürfe von Georges Morin und von Ignaz Taschner und August Heer, die ihr Denkmal mit reizvollen Brunnenanlagen ausgestaltet haben, wie es durch das Programm des Wettbewerbes gestattet war. Auch unter den nichtprämierten Arbeiten vertraten manche in vortrefflicher Weise diese monumental vereinfachte Darstellung. Einzelne